

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 261.

Donnerstag, 7. November.

1929.

(19. Fortsetzung.)

Die Faust im Ring.

Ein Boxerroman von Kurt Seibert.

(Nachdruck verboten.)

New York war in einem wahren Taumel. Die ersten Morgenblätter hatten gemeldet, es habe gar keinen Zweck mehr, sich um Karten zu bemühen, denn die Arena sei restlos ausverkauft. Trotzdem standen die Menschen bereits um 8 Uhr in der Frühe Schlange, manche, die von früheren Kämpfen gelernt hatten, trugen Rucksäcke und Taschen mit Eßwaren, weil man doch mehr als zwölf Stunden ausharren mußte. Campford hatte die Arena so bauen lassen, daß man von allen Seiten durch 14 verschiedene Tore in das weite Rund hineingelangen konnte, und alle 14 Eingänge waren belagert, sogar das Tor Nummer 4, durch welches nur die Besitzer der Ringplätze hereingelassen wurden, für die man im Freihandel bis zu 150 Dollar hatte anlegen müssen. An diesem Tor drängten sich die Menschen in großen Scharen, weil sie doch keine Karten mehr bekamen, aber dafür wenigstens die Reichen und die Berühmtheiten in ihren eleganten Wagen einfahren sehen wollten.

Die Zeitungen hatten sich die ersten Spalten der ersten Seiten freigehalten. Um Politik kümmerte sich heute kein Mensch; man sprach nur von dem Kampf, der für Amerika ein großes Ereignis war, weil zum erstenmal wieder ein Europäer die Faust nach einem der geheiligten Güter ausstreckte, die zu verwahren eine Nationalangelegenheit war.

„Frank befindet sich in großartiger Form. Noch nie ist ein Europäer bei uns gewesen, der einen solchen Eindruck auf uns gemacht hätte. Wir wünschen ihm allen Erfolg, aber wir glauben an Taylors Sieg.“

Das war so überall in den verschiedensten Variationen zu lesen. Daß man Frank große Sympathien entgegenbrachte, war klar, denn es leben ja in New York viele hunderttausend Deutsche, und als er wenige Tage vor seinem eigenen Auftreten ein Bormatch im Madison Square Garden besuchte, wobei der Veranstalter nicht verfehlte, ihn dem Publikum vorzustellen, da schollen ihm aus allen Plätzen Rufe entgegen:

„Willkommen in U. S. A.!“

„Halt dich tapfer!“

„Hals und Beinbruch, Frank!“

Auf dem Broadway und auf den Avenuen funkten die Lichtreklamen seit Tagen und Nächten nichts anderes als: „Donnerstagabend Taylor—Frank. Vergeßt nicht, euch eine Karte zu besorgen!“ In den Kinos liefen die Reklamefilme, in den Theatern machten die Schauspieler auf offener Bühne Anspielungen auf das Match, das alle Gehirne erfasst zu haben schienen. Endlich war es so weit, daß die große Schlacht beginnen konnte. Von 6 Uhr abends ab wälzten sich die Massen der Menschen zum Stadion, in welchem die Arena aufgebaut worden war; aus ganz Amerika liefen Sonderzüge ein und brachten die Schaubegierigen herbei. Millionäre, berühmte Schauspieler, Ringkämpfer, Börsenkönige benutzten ihre Luxuszüge oder Flugzeuge. Hollywood allein hatte eine Abordnung von 200 Personen geschickt. Besonders stark war das Kontingent der Deutschen. Ein geschickter Kaufmann hatte Fähnchen herstellen lassen mit der Aufschrift: „Hans Frank — Deutschland“. Die verkaufte er in etwa 30 000 Exemplaren vor den Ein-

gängen, das Stück zu 10 Cent, und machte ein Riesengeschäft.

Campford befand sich in rosigter Laune, denn er machte eine große Kasse und konnte sich nach diesem Kampf zur Ruhe setzen. Bis er den nächsten arrangierte. Sabin war hoffnungsvoll, nicht ganz so sehr wie Taylor, der Frank gar nicht gelten lassen wollte, aber Sabin schwankte immer noch zwischen einem Punktsieg und einem k. o. und neigte langsam doch eher dem ersteren zu.

Sam war die Aufgeregtheit in Person, die letzten Tage waren aber auch zu schlimm gewesen. Was hatte er nicht alles abzuwehren müssen, welche Stöße von Briefen, Telegrammen und Anfragen waren über ihn hergefallen. Spleenige Amerikanerinnen hatten Frank massenweise Heiratsanträge gemacht, Millionäre wollten ihn als Kindererzieher haben, Varietés bewarben sich um den blonden Germanen, Filmgesellschaften hatten ihn überlaufen. Der Kopf brummte ihm, wenn er daran dachte. Und jetzt der Kampf. Und dabei war Hans so ruhig, so gefaßt auf alles, er war heiter und scherzte, als wenn ihm nicht der schwerste Gang seines Lebens bevorstände. Er ahnte nicht, daß Hans kurz vorher ein Radio-Telegramm von Olga erhalten hatte:

— du dummer junge stop ich nehme dich auch wenn du verlierst stop deine Olga

„Deine Olga“, hatte sie geschrieben. Sie nahm ihn auch, wenn er verlor, die Gute. Sie wußte also alles? Oder nicht? Doch das war jetzt gleichgültig, die Hauptsache: sie nahm ihn! Und er würde nicht verlieren!

Zehn Minuten vor 2 Uhr nachts trat Olga in das Arbeitszimmer ihres Vaters. Herr Gedovius saß am Lautsprecher und bastelte daran herum.

„Ich möchte auch gerne mithören, Papa“, sagte sie.

„So? Interessiert dich das?“

„Von morgen ab nicht mehr, Papa.“

„Und heute?“

„Heute nur deshalb, weil ich dir gern deinen zukünftigen Schwiegerohn vorstellen möchte.“

Gedovius drehte vor Schreck am Rückkoppler, daß der Apparat die tollsten Töne pfiff. Er war jetzt auf alles gefaßt.

„Doch nicht etwa heute nacht?“

„Natürlich! Um 3 Uhr. Nach dem Kampf.“

Jetzt wurde er ernstlich böse. Er habe sich in letzter Zeit allerlei gefallen lassen, das sei aber doch zuviel, mitten in der Nacht einen wildfremden Mann in die Wohnung zu bestellen.

„Aber er kommt doch gar nicht her.“

„Nicht her? Ich denke, du willst ihn mir vorstellen?“ „Doch nicht persönlich.“

„Telephonisch?“

„Auch nicht, sondern...“

„Achtung! Achtung! Hier Berlin, Stettin, Königs-wusterhausen, Leipzig, Breslau, Hamburg, Frankfurt und Gleiwiß! Achtung, Achtung! Wir bringen in einer Minute die Übertragung des Meisterschaftskampfes in New York zwischen Tex Taylor und Hans Frank. Diese Worte unseres Korrespondenten, der

neben dem Ring seinen Platz hat und jede Phase des Kampfes übersehen kann, werden hier aufgenommen, in der gleichen Sekunde ins Deutsche übersetzt und dann Ihnen vermittelt. Achtung, Achtung! Wir erteilen unserem New Yorker Korrespondenten das Wort."

"Achtung, Achtung! Hier New York! Die Arena ist ausverkauft. 160.000 Menschen umsäumen den Ring. Es haben sich schreckliche Szenen abgespielt, weil viele Tausende, die draußen warten, keine Karten mehr bekommen konnten. Es sind von den Händlern Preise pro Platz bis zu 200 Dollar verlangt und bezahlt worden. Die Arena ist taghell erleuchtet, es ist kurz vor Beginn. Die Leute sprechen alle durcheinander, fast kann man sein eigenes Wort nicht verstehen. Viele Deutsche sitzen hier; sie haben ganze Blöcke aufgekauft und schwenken weiße Fähnchen mit dem Namen von Hans Frank darauf."

Jetzt kommen die Boxer. Die ersten Kämpfe sind bereits vorüber, sie brachten keine Überraschung. Kid Newton schlug Francis Hunter in der zweiten Runde k. o. Hans Frank kommt zuerst, man läßt dem Gast den Vortritt, er ist begleitet von Sam Somerset, der in Amerika gut bekannt ist. Frank sieht sehr gut aus, er strahlt und lacht. Hören Sie das Brausen? Man klatscht ihm Beifall, während er in den Ring steigt. Nun erscheint auch Tex Taylor mit seinen Leuten. Die Arena hebt sich, man brüllt und schreit. Hören Sie? "Tex, Tex, Tex!" Fast im Takt klingt das! Er springt elastisch in den Ring, geht auf Frank zu, schüttelt ihm die Hand. Der Sprecher erscheint im Ring, er begrüßt die beiden, besteht ihre Bandagen, ob alles in Ordnung ist. Die Photographen machen sich breit, die beiden Gegner stellen sich nebeneinander auf. Hinter ihnen die Manager Sabin und Somerset sowie der Veranstalter Campford und einige Sekundanten. Taylor ist ein wenig größer als Frank, der Deutsche wirkt auch schwächer. Jetzt spricht der Sprecher, ich spreche ihm nach: Er stellt Taylor als Verteidiger vor, er wiegt 159 Pfund genau, dann Frank, der 157 Pfund auf die Waage brachte. Der Beifall ist gering, die Zuschauer sind zu erregt. Haben Sie den Frei gehört, eine Frau, oben auf den letzten Plätzen, schrie mit hysterischer Stimme:

"Gangt doch endlich an!"

Sie wird ohnmächtig hinarusgetragen. Jetzt gehen alle aus dem Ring, bis auf drei Personen: Taylor, Frank und Butler, den Ringrichter. Ring frei . . . der Gong schlägt . . . die erste Runde hat begonnen. Frank greift sofort an, er ist rasch am Mann und versucht, oben einige Haken zu schlagen, die aber vorbei gehen. Taylor ist sehr schnell, fintiert mit vorzüglicher Fugazität und läßt Frank auf seine Linke auflaufen. Der Deutsche springt duckend an wie ein Tiger, er drängt Taylor zurück, sie gehen in den Clinch über, Butler muß die Gegner trennen, Frank landet einen schweren Grad an das Herz, Taylor kontert hart und kann den Gegner mehrfach oben am Kopf treffen. Kurzer heftiger Schlagwechsel, Butler trennt. Der Deutsche ist sofort wieder vorn, schlägt sechs linke Haken, der Gong tönt, die Runde ist zu Ende."

"Kneif mich doch nicht so in den Arm", sagte Herr Gedobius.

"Es ist so aufregend, Papa."

"Achtung! Die zweite Runde beginnt. Frank liegt weiter im Angriff, er scheint den Kampf rasch beenden zu wollen. Taylor deckt vorzüglich. Jetzt geht er zum Gegenstoß über, Frank wird an den Seilen eingeklemmt. Taylor haut wütend auf ihn ein, trifft aber meist nur die Deckung, einmal hebt den Körper. Frank macht sich mit einer schnellen Bewegung frei, bekommt Taylor halb von hinten zu fassen, . . . der rasend geschlagene Schwinger geht vorbei, weil Taylor abduckt, Frank stürzt, durch den eigenen Schwung gerissen, zu Boden, steht aber sofort wieder. Butler hat gar nicht gezählt. Beide fechten vorsichtig, Taylor geht vor, wird durch einen wundervollen Haken abgefangen, weicht zurück, Frank setzt nach. Gong! Die Runde ist zu Ende."

(Schluß folgt.)

Vor 5000 Jahren.

Von Dr. Dr. Gerhard Benzmer.

Der Mensch neigt leicht dazu, Geistesrisse und Bräuche längst vergangener Zeiten nach den ihm geläufigen, gegenwärtig herrschenden ethischen Begriffen zu beurteilen. Das hat bisweilen dazu geführt, daß man von längst dahingeschwundenen Kulturgemeinschaften falsche Vorstellungen gewann; daß man Völker als „barbarisch“ bezeichnete, weil die bei ihnen geübten Sitten und Gebräuche unseren eigenen sittlichen Voraussetzungen nicht entsprachen, ja wohl gar der herrschenden Meinung unfähig oder verwerflich erschienen. So hat man geglaubt, über die alten Bewohner Mexikos, die Azteken und Tolteken, den Stab brechen zu müssen, weil bei ihnen Menschenopfer eine alltägliche Kulthandlung darstellten. Als man sich dann aber in wachsendem Maße davon überzeugte, wie ausgeprägt das künstlerische Empfinden und Können der Altmerikaner entwickelt war, auf wie hoher Stufe überhaupt die aztekische Kultur stand, sah man sich einem Rätsel gegenüber, und man fragte sich erstaunt: Wie ist es möglich, daß ein Volk von so hoher kultureller Entwicklung an so unmenschlichen Bräuchen festhielt?

Was für die Altmerikaner gilt, deren blühendes Reich unter der brutalen Faust der Konquistadoren vor noch nicht einem halben Jahrtausend in Trümmer sank, trifft in gleichem Maße auch für ein ungleich älteres Volk zu, dessen Spuren wir bis in die grauesten Vorzeiten menschlicher Kulturgeschichte zurückverfolgen können: die Sumerer. Seit einigen Jahren schon sind Ausgrabungen in der sumerischen Stadt Ur am Euphrat in Mesopotamien im Gange, und was von der gemeinsamen englisch-amerikanischen Ausgrabungsexpedition unter Leitung des verdienstvollen Londoner Forschers C. L. Woolley in der „Stadt Abrahams“ in Chaldäa ans Licht des Tages gefördert wurde, bedeutet kaum eine geringere archäologische Sensation als die bald nach dem Weltkrieg erfolgte Aufdeckung des Tutenchamun-Grabes in Ägypten. Haben uns doch die jüngsten Funde im „Zwischenstromland“ über die Woolleys soeben erschienenes Buch „Vor 5000 Jahren“ (die deutsche, reich illustrierte und gut ausgestattete Ausgabe ist bei der Franckschen Verlagshandlung in Stuttgart erschienen) zusammenfassend berichtet, die Gewissheit gebracht, daß der Keim der altägyptischen Kultur und vielleicht die Urzelle jeglicher kultureller Entwicklung des Menschengeschlechtes überhaupt nicht im Niltale, sondern in Mesopotamien, an den Ufern des Euphrat, zu suchen ist und daß die alten Ägypter ihre hohe Zivilisation die später so weitreichende Einflüsse auf die kulturelle Entwicklung der westlichen Länder gewinnen sollte, unmittelbar oder mittelbar von den Sumerern übernommen haben!

Diese Ureinwohner des alten Babylons müssen aber nach den neuesten Entdeckungen mit großer Wahrscheinlichkeit als das älteste unserer Forschung zugängliche Kulturvolk der Erde überhaupt angesehen werden, denn als das Nil-land begann, das Barbarentum vorgeschichtlicher Zeiten abzuschütteln und sich emporzuentwickeln, war die sumerische Zivilisation schon uralt. Zahlenangaben sind bei so weit zurückliegenden Zeitabschnitten immer eine mißliche Sache; man wird mit Woolley aber kaum fehlgehen, wenn man die überraschenden Funde der jüngsten Zeit in der Stadt Ur auf etwa 3500 v. Chr. ansetzt. Sie bestehen vor allem in der Aufdeckung einer Reihe sumerischer Königsgräber, die unser Wissen von der altbabylonischen Kultur und Kunst auf ganz neue Grundlagen gestellt haben. Bergen doch diese Gräber aus einer bis ins Dunkel vorgeschichtlicher Zeiten hineinreichenden Epoche bereifte Zeugnisse für eine so hoch entwickelten Kunstform, daß der Beschauer es kaum glauben mag, diese erlesenen Werke seien von einem Volk gefertigt, das mehr als fünf Jahrtausende vor unserer Zeit lebte!

Schon die Bauart der Grabkammern mußte das höchste Erstaunen der Entdecker erregen. Daß sie aus Stein waren, konnte als Zeichen von aröthem Luxus gedeutet werden, denn die verwendeten Steinblöcke mußten etwa 200 Kilometer weit herbeigeschafft werden. Noch überraschender aber war es, daß man in den Grabkammern Säulen und Bögen und über dem eigentlichen, an der Seitenwand der Kammer gelegenen Königsgrab regelrechte Biegegewölbe vorfand; Bauformen also, die — wie man bisher geglaubt hatte — erst viel späteren Abschnitten der Baukunst entstammten.

Bietet so schon die Bauweise der sumerischen Königsgräber genug Überraschungen, so noch mehr ihr Inhalt. Denn ein ungeahnter Reichtum wertvollster Opfergaben füllte die Grabkammern: Krüge aus Sphäxstein und Alabaster, aufeinander gestapelte Becher und Schalen aus Silber und Kupfer, schlanke, goldene Kelche mit Henkeln aus Lapislazuli, ein 60 Zentimeter langes silbernes Boot, ein Selm aus getriebenen Gold, Speere, Pfeile und Dolche, deren Griffe kunstvolle Verzierungen aus Silber und Gold trugen. Einige der vorgeschichtlichen Königsgräber waren schon von

alteren Sünden heutzutage Abenteurer durchwühlte worden; andere, so die Grabstätte der Königin Schubad, erwiesen sich als noch völlig unberührt und vermitteln uns so nach mehr als fünftausend Jahren ein getreues Abbild vom Leben und den Bräuchen jener längst verschwundenen Tage.

Einer einzigen Schatzkammer gleicht die letzte Ruhestätte der Königin. Nichts war zu kostbar gewesen, um den entseelten Leib der Herrscherin für den letzten Schlaf zu schmücken. Ein prächtiger, über und über mit Perlen von Achat, Lapislazuli, Karneol und Gold besetzter Mantel deckte den auf der Totenbahre liegenden Leichnam. Schöner aber, als aller übrige Zierrat, ein herrlicher, aus goldgetriebenen Bändern und Kränzen bestehender Kopfschmuck, den man der Toten ums Haupt gelegt hatte. Prächtige Blüten und Blätter, Ranken und Ringe zieren das mit Schnüren und Rosetten von Lapislazuli durchwirkte Meisterstück der Goldschmiedekunst. Um sich von seiner ursprünglichen Wirkung eine recht anschauliche Vorstellung machen zu können, hat man einen Gipsabguß von einem sumerischen Schädel hergestellt, hat ihn mit Wachs bekleidet, mit den natürlichen Farben versehen, nach den Mahen des Kopfschmucks eine Perle dazu hergestellt, und das Ergebnis ist jene lebenswahre Figur, wie sie ein Farbenbild in der Zeitschrift „Kosmos“ zeigt.

Indessen, nicht nur mit dem hohen Kunstsinne der alten Sumerer machen uns die neu erschlossenen Königsgräber von Ur bekannt; sie erzählen auch in bereicherter Sprache von den seltsamen Gebräuchen, die bei der Bestattung der Herrscher des Landes geübt wurden. Sowohl in der Grabkammer der Königin Schubad als auch in den Königsgräbern fand man eine große Zahl menschlicher Skelette, und die genaue Untersuchung der Grabstätten konnte keinen Zweifel darüber belassen, daß es sich um die Überreste von Häftlingen, Hofdamen, Dienern und Wächtern handelt, die bei den Begräbnisfeierlichkeiten ihren Herrn ins Grab folgten. So fand man in einem der Königsgräber, einer etwa zehn zu sieben Meter großen Kammer, nicht weniger als 59 Geopferter, deren Gebeine, Waffen und Schmuckstücke vor dem eigentlichen Grabgewölbe des Königs lagen. Tänzerinnen mit goldenen Kränzen, Bändern und Ohrringen, Leihdiener des Königs mit silbernen Ketten und Dolchen, Soldaten der Palastwache mit Helmen und Lanzen aus Kupfer, Stiere, noch an die Deichsel der Büffelwagen geschnitten, hatten ihren Herren in den Tod geleitet, um ihm auch weiterhin, im Leben der anderen, unbekannten Welt zur Seite zu stehen. Um die Königin Schubad herum aber schliefen die Hofdamen mit ihrem Schmuck aus Edelsteinperlen, Stirnreifen und Spangen den letzten Schlaf, und die Dienerskinder, die im Leben so oft das Ohr der Herrin erstreut hatte, hielten noch im Tode die Hände über dem prachtvollen Instrument, das in einen goldgetriebenen Stierkopf auslief.

Erschüttert steht man vor solchem Brauch, nur allzu geneigt, das, was unserem Empfinden unverständlich dünkt, als unmenschlich und barbarisch zu bezeichnen. Aber nichts wäre verkehrter, als etwa diesen eigenartigen Bestattungsbrauch, der vermutlich von Mittelasien her nach Mesopotamien, Indien und China gedungen ist, mit dem Maß unserer heutigen Anschauungen messen zu wollen. Den alten Sumerern war (— und ganz ähnlich denkt man gegenwärtig noch im Fernen Osten —) der Tod nicht etwas Furchtbares, Gräßliches, das man mit Jammern und Wehklagen hätte begrüßen müssen: Nein, für sie waren, wie für alle frühesten Völker, Leben und Tod noch eins, der Tod nur eine andere Form des Weiterlebens, ja vielleicht gar die Pforte zu besserem Dasein. Mit dieser festen Überzeugung im Herzen konnten die Gefolgsleute der sumerischen Könige freudig den Treitod für ihren toten Herrscher sterben, ja, es mag gar als hohe und nur den Ausgewählten zuteil werdende Ehre angesehen haben, die Gisthale leeren zu dürfen, deren Trank den Weg in die Unterwelt erschloß und die Diener wieder ihrem königlichen Herrn vereinte.

So läßt sich der Sinn solcher uralten Opferbräuche, sucht man sie mit den Augen ihrer Zeit zu betrachten, immerhin erfassen. Und viel tragischer eigentlich als jener uns unverständlich erscheinende Brauch mutet die Überlegung an, daß alle menschliche Entwicklung als tiefsten Sinn immer schon den Reim des eigenen Unterganges zu bergen scheint, daß alle noch so glänzenden Gipfelpunkte menschlicher Kultur mit unheimlicher, beinahe rechnerisch erfassbarer Sicherheit von tiefstem Verfall gefolgt werden. Wo sind die Völker geblieben, deren Werke Jahrtausende überdauerten und in nie wieder erreichter Meisterhaft noch heute das Erstaunen und die Bewunderung der Menschheit wachrufen? Die Nachfahren der alten Ägypten verkommen als Schuhpuker und Bettler in den Gassen mexikanischer Städte, die heutigen Bewohner Ägyptens und Griechenlands überraschen nicht mehr durch unsterbliche Werke der Kultur und Kunst, von der trostlosen, entvölkerten Wüste des alten Zwischenstromlandes, der Wiege aller menschlichen Zivilisation, ganz zu schweigen.

Auch unserer Kultur werden andere Kulturen folgen.

und so, wie wir heute stehend vor dem Sarkophag des vierhundertjährigen sumerischen Königsgräbers stehen, wie man dereinst — vielleicht mit Kopfschütteln — betrachten, was von uns und unseren Werken übrig bleibt. Das Gerüst eines Wollenträgers, der Rumpf eines Arleasschiffes, die Partitur einer Beethoven-Sonate, ein Fragment aus dem „Faust“, das Rohr eines 40-Zentimeter-Geschüßes? Wer weiß es...? Vielleicht aber werden die Menschen, die nach fünf Jahrtausenden diese Dinge kritisch mustern, sich dabei vor ebenso sonderbare Widersprüche gestellt finden wie wir, die wir uns heute darüber entsetzen, daß ein in seiner Kultur und Kunst so hoch stehendes Volk zu Ehren seiner Gott-Könige Massenselbstmorde veranstaltete.

Der abgelehnte Lorbeer.

Von Robert Walter.

Keine Frage — der gastspielende Konrad Dreher, Spender ungeheurer Beiterleiten, erledigte die Aufgabe leichtlich, allabendlich das kleine Kurtheaterchen in Riffingen mit einem lachenden, wimmernden, berstenden — sagen wir wahrhaft toll gewordenen Publikum bis unter die niedrige Decke vollzustopfen. Nachdem jedoch gegen Zulimite — die Geschichte begab sich im schönen Sommer 1881 — der große Kanzler des Deutschen Reiches endlich zum Sprudelstrinken in Riffingen eingetroffen war, dünkte es dem großen Komiker ein höheres Ziel, durch seine menschenbegeistrende Kunst den eisernen Bismarck ein einziges Mal — ach ein dutendmal, zum herrlichen Lachen zu bringen. Und als nun Bismarck wirklich eine Loge für sich und seine Begleiter besetzen ließ — die kleine Loge gleich hinter der Bühne — da gab es im lieblichen Talsessel der fränkischen Saale wahrhaft keinen fröhlicheren Menschen als den Münchner Hofschauspieler Konrad Dreher.

„Lumpacivagabundus“ stand an jenem Abend auf dem Theaterzettel. Längst vor Beginn der Aufführung schimmerte und feuerte der bescheidene Saal von auserlesenen Toiletten, von Brillanten und Ordenssternen. Und als des Reiches Gründer und Lenker in die winzige Loge trat — von Alter und Taten ungebeugt, aber etwas gebückt um mit dem gewaltigen Haupt nicht an die niedrige Decke zu stoßen — erhoben sich die Zuschauer lautlos und grüßten ihn mit ehrfürchtigem Schweigen.

Danach nahm der höfische Geist Lumpacivagabundus das Wort, und das liederliche Kleeblatt sollte über die Bretter, die an diesem Abend nicht gerade die Welt bedeuteten. Schneider Zwirn legte sich mit entseelter Herzenslust auf sein Gewerbe, daß ihm die Nichte trachten, säbelte alle verfügbaren Sumore ein, streifte die beste Laune durch den alten Rosenrod, hügelte ihn wie neu, ließ die quirligen Geister des Wirtes auf einer Nadelspitze tanzen — und horchte nebenbei als vieljähriger Komödiant ins abgedämpfte Vergnügen der Zuschauer hinein — blinkte zwischenhin als Hofschauspieler Konrad Dreher nach der kleinen Loge hinter der Bühne — wo der eiserne Kanzler saß, unbewegt, regungslos — ernsthaft Stunde um Stunde aus überbuschten Augen blickend — ungerührt auch vom Lachen eines schwankhaften Lebens.

Aber endlich, als der Vorhang zum letztenmal niederrollte und sich wieder hob — Konrad Dreher's Herz wurde jählings vom Freudenwirbel empor und rundum geschleudert! — da stand des Reiches Paladin aufrecht im engen Vertikal, klatschte kräftigen Beifall und nickte dem possidlichen Schneider Zwirn freundlich lächelnd zu.

Und im gleichen Augenblick hob sich ein mächtiger Kranz, ein Lorbeerkranz vom Umfang mancher guten Schneiderelle auf das Theater. Erschreckt und gleichzeitig überwältigt griff der Schauspieler nach dem Kranz — hielt ihn — schwankte im Sturm überströmenden Dankesfühl — trat dann entschlossen zur kleinen Loge hinüber — und überreichte den Lorbeer mit tiefer Verbeugung ihm — dem eisernen, dem er gehörte.

Atemlos bannte die Stille jähren Entsetzens den Saal! Aber Bismarck lächelte — dann griff er wie bejahend freudig und fröhlich nach dem Kranz! Und während nun der Beifall anwuchs, hob er das Ungetüm aus Lorbeer, lehnte es mit den bedruckten Schleifen zu sich her — und bevor noch jemand wußte, was geschah, begann er zu lachen — nein, hub dieser unbewegte Fels in der Welt Branduna, von herzhaftem, gewaltigem Lachen gepackt, wahrhaft zu schütteln an! Denn auf den Schleifenbändern leuchtete es in Goldschrift: „Dem größten Komiker Deutschlands — von seinen dankbaren Verehrern!“

Und lachend, den Kranz zum Publikum wendend, das neugierig verstummte, und ihn dann auf die Bühne zurückreichend — in die Hände des verständnislos erstauerten Schauspielers, sagte Bismarck: „Er gehört Ihnen“ — und noch immer lachend, herzlich und dankbar — „lieber Dreher!“

Haus, Hof und Garten

Des Kleingärtners Tagewerk im November.

November, ein Monat, an dem niemand Freude und Wohlgefallen findet. Am grauen Himmel jagen vom Winde gepeitschte und zerfetzte Wolken, die nur selten die Sonne und dann nur auf Augenblicke hindurchlugen lassen. Oft herrscht tagelang kaltes Wetter, das uns gerne den wärmenden Ofen aufsuchen läßt. Stürme toben nicht selten um die Tag- und Nachtgleiche und mit ihnen bricht gar schon Schneehäuer über die Fluren herein. Öde und leer starren uns Feld und Wald entgegen. Wind und Regen peitschen die letzten Blätter von den Bäumen. Dichte Nebelschleier erhöhen die Melancholie der trauernden Landschaft. Die Tierwelt bereitet sich auf den Winter vor. Hamster, Igel, Haselmäuse haben sich in ihre reichlich mit Vorräten ausgestatteten Höhlen bereits zum Winter Schlaf niedergelegt. Das Belakleid des Wildes zeigt schon eine deutliche Verfärbung und dichte Behaarung. Die letzten einheimischen Zugvögel verlassen uns, und selbst die Strichvögel wenden sich nach dem Süden. Der Winter steht vor der Tür.

Im Obstgarten ist nach der Ernte stille Zeit gekommen, so daß man sich vor allem der Baumpflege und etwaigen Neuanpflanzungen voll und ganz widmen kann. Die Bäume sind auszuputzen und zu reinigen. Bei von Zugend auf gut gezogenen Kronen, die nicht mehr als 12 bis 16 Äste aufzuweisen haben, sind nur die Äste, die dem Verkehr unter der Krone hinderlich sind, sowie die zu dicht stehenden, in die Krone hinwachsenden Äste zu beseitigen. Auch alles abgestorbene und kranke Holz muß entfernt werden. Entschieden zu warnen ist vor einem zu starken Ausputzen, da dadurch dem Baum zu viele Wunden zugefügt werden. Es ist zu empfehlen, alle größeren Wunden alsbald mit Steinkohlenteer zu bestreichen, damit das bloßgelegte Holz nicht faulen kann. Bei dem Anstrich müssen jedoch die Wundränder verschont bleiben, damit das Leben in denselben nicht zerstört und damit das Überwachen unmöglich gemacht wird. Nach dem Ausputzen sind auch die Stämme und starken Äste älterer Bäume von Moos und Flechten, sowie den abgestorbenen Rindschuppen gründlich zu reinigen. Damit wird gleichzeitig ein ganzes Heer von Ungeziefer zerstört. Außerdem werden die gereinigten Teile mit einer 30prozentigen Obstbaumkarbolineum-Lösung bestrichen. Damit werden auch die letzten Schädlinge in den Ritzen usw. restlos erfasst.

Bei jüngeren Bäumen sind vor Eintritt der Herbststürme die Pfähle auf ihre Haltbarkeit und die Baumbänder auf guten Sitz zu prüfen, weil sonst leicht durch die Reibung Rindenwunden entstehen können.

Beim Graben zwischen den Buschbäumen und Obstspalieren im Garten bietet sich die beste Gelegenheit, Bäume mit verdächtig starken Holztrieben daraufhin zu untersuchen, ob sie etwa zu tief stehen und über der Veredelung Wurzeln gebildet haben. Ist dies der Fall, so sind diese Bäume herauszunehmen und höher zu pflanzen. Dadurch werden sie zur Bildung zahlreicher Fruchtknospen veranlaßt.

Die im Oktober angelegten Fanggürtel sind auf ihre Klebfähigkeit zu untersuchen und wenn nötig mit einer dünnen Schicht neuen Beims zu versehen.

Die Obstvorräte müssen regelmäßig nachgesehen und die faulenden Früchte ausgelesen werden. Beginnt das Fruchtfleisch der Birnen am Stiele weich zu werden, so sind sie bald zu verbrauchen. Die Aufbewahrungsräume sind kühl und die Früchte selbst durch Auflegen von Papier dunkel zu halten.

Im Gemüsegarten wird, soweit dies noch nicht geschehen, das Gemüse geerntet und eingewintert. Dabei ist alles Gemüse, das schadhaft (geplatzt und angefault), sowie noch nicht vollständig ausgebildet ist, auszuscheiden. Von besonderer Wichtigkeit für die Haltbarkeit ist, daß es sauber und trocken, luftig und kühl aufbewahrt wird.

Die letzte Arbeit im Garten muß seiner Instandsetzung gewidmet sein. Alles Holzwerk, die Bohnenstangen, Tomatenpfähle und Rosenstäbe sind aus dem Boden zu nehmen und möglichst an einem trockenen Ort aufzubewahren. Die Kahlstrünke sind wegen der daran haftenden Schädlinge zu verbrennen. Alle abgeernteten Beete werden nun umgegraben und in rauher Scholle liegen lassen. Die für die Gemüsepflanzen erster Tracht in Aussicht genommenen Beete werden gleichzeitig mit Stallmist gedüngt.

Man vergesse nicht, den Garten an einem trockenen Herbsttage zu kalken, doch darf der Kalk nicht mit dem Stalldünger gleichzeitig ausgestreut werden. Wer Kunstdünger anwendet, der streue jetzt Thomasmehl (200 Gramm auf 10 Quadratmeter) und Kainit (100 Gramm auf 100 Quadratmeter) und habe beide unter. Da Thomasmehl 50 Prozent Kalk enthält, so erübrigt sich eine besondere Kalkdüngung.

Im Blumengarten können noch bei offenem Wetter Stauden, Rosen und Klettersträucher gepflanzt, ebenso Blumenwiebeln gesteckt werden. Die Kübelpflanzen sind in frostfreie Räume unterzubringen. Zum Schutz gegen die Kälte werden die Buschrosen angehäufelt, die hochstämmigen Rosen niedergelegt und ihre Kronen mit Dachpappe und Erde bedeckt, sowie die Staudenbeete mit Fichtenzweigen belegt.

Das Blumenzimmet ist fleißig zu lüften, solange noch mildes Wetter herrscht. Die Blattpflanzen sind alle 14 Tage regelmäßig mit einem zarten Schwämmchen abzuwaschen.

B. C.

Salzliebende Pflanzen.

Eine der merkwürdigsten Erscheinungen bieten uns der Pflanzenbestand der von Salzlösungen förmlich durchtränkten Böden, an deren Oberfläche fortgesetzt Salzkrystalle ausblühen. Man sollte meinen, daß in einem solchen Boden überhaupt kein Pflanzenleben möglich sei. Ihre Floren lehren uns eines anderen. Der Strand unserer Meere, die Salzsteppen und die Umgebung von Salzquellen und Salinen haben einen üppigen Pflanzenbestand aufzuweisen. Besonders Melden, Bernhartien, Schotengewächse, Strandnelken, Sellerie und Spargel wachsen in größter Menge und üppigkeit daselbst. Man hat diese Pflanzen, die nur auf einem an aufgeschlossenen Salzen reichen Boden gut gedeihen, kurzweg Salzpflanzen genannt. Für uns dürfte es von besonderem Interesse sein, zu erfahren, daß viele der heute als Gemüse benutzten Pflanzenarten aus solchen Salzpflanzen gezüchtet worden sind. Es ist dies deshalb von Wichtigkeit, daß wir auch heute noch bei derartigen Gemüsearten das ursprünglich vorhandene Salzbedürfnis befriedigen.

Von diesen ist vor allem der Spargel als Salzliebende Pflanze zu erwähnen. Er gedeiht vorzüglich im Sandboden, am besten jedoch im Meerstrand, dessen starker Salzgehalt ihm sehr zuträgt. Das hat wahrscheinlich seinen Grund, daß er auch einen starken Kalkgehalt im Boden liebt. Er gedeiht dann auch auf mäßig bindigem Boden, wenn er genügend Kalk birgt. Nun enthält das Seewasser unter anderen Salzen, wie Kochsalz, auch kohlensauren Kalk, der sein Kalkbedürfnis vollaus befriedigt. Düngungsversuche mit Viehsalz haben in jeder Beziehung guten Erfolg gehabt. Es empfiehlt sich daher, dem Spargel auch eine Gabe von Koch- oder Viehsalz zu verabfolgen.

Die Engländer wukten aus dem heute noch an der nordischen Küste vorkommenden Meerzohl (Crambe maritima) ein feines Gemüse zu züchten, das sich wegen seiner Zartheit und seines Wohlgeschmacks allgemeiner Beliebtheit in England erfreut. Auch der Sellerie, der ebenfalls am Meerstrand und auf salzhaltigem Boden noch wild vorkommt, gehört zu den salzliebenden Pflanzen, daher ist auch bei ihm eine Salzdüngung angebracht.

Noch wenig bekannt dürfte sein, daß auch Rettich und Radieschen nicht nur durch Salzzug erst recht munden, sondern selbst Salz zu ihrem Wachstum verlangen. Wer dieses Salzbedürfnis des Rettichs und Radieschens befriedigt, wird erstaunt sein, daß sich beide verhältnismäßig rasch entwickeln und nicht so leicht pelzig werden. Wo viel Tabak gebaut wird, pflügt man Radieschen als Vorfrucht zu pflanzen. Es entsteht dem Boden das Chlor, das im Kochsalz (Chlornatrium) enthalten ist und das der Tabak nicht vertragen kann.

B. C.

Empfehlenswerte Ratschläge.

Erdbeerbeete müssen zum Schutze gegen die Kälte im Laufe des Monats mit autem Stalldünger bedeckt werden. Das Herz der Pflanzen muß jedoch frei bleiben, sonst ersticken sie. Diese Umhüllung der Pflanzen schützt sie gegen jeden Frostschaden und bewahrt sie vor Ernteausfall.